

„BERGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczjaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perastini. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung).

Sie von ihm sofort beantragte Scheidung machte ja doch den ganzen unvermeidlichen Skandal bekannt. Zudem würde dafür schon auch die entlassene Französin sorgen.

XXX.

Hans Andorf hatte den Park von Trautenau mit geballten Fäusten verlassen.

Er schwur, diese Züchtigung nicht ungerächt zu lassen, vermochte jedoch immer keinen klaren Gedanken zu fassen.

Hin und wieder mußte er auf das entsetzlich brennende Gesicht feuchte Erde zur Kühlung legen! es war kaum zu ertragen. Im Dorf angekommen, wollte er erst den Gasthof aufsuchen, kam aber davon ab. Mit dem zerfetzten Gesicht mußte er eine sehr lächerliche Figur spielen. Lieber gleich zur Stunde weiter, dorthin, wo er nöthigenfalls ein Märchen erzählen konnte.

Noch einmal wendete er sich nach dem Schloß um.

„Ich vergesse nichts, Baron! Ist es nicht jetzt, dann ist es später!“

Fluchend schritt er weiter. Er dachte an Julianne. Hatte sie ihm diesen Streich gespielt? Es war kaum möglich.

Bei dem Lichtschein des ersten Dorfes überzählte er seine ihm gebliebene

Bei dem Gedanken an seine vollkommene Mittellosigkeit gerieth er in neue Wuth. Doch alles Loben konnte ihm nicht zum Geld verhelfen.

So schritt er fürbass in die Nacht hinein, hinaus zum Dorf und der einsamen Landstraße nach.



Der Theater-Teufel. Er schnellte herum und sprang dann vom Stuhl auf.

Baarschaft.

Wenn er sogleich den Weg zu Fuß nach der nächsten Bahnstation antrat, dann mochte es gerade noch ausreichen bis dorthin, wo ihn seine Gesellschaft erwartete.

Terrasse hinab.

Nur ein Fenster klirrte hinter ihr, sonst regte sich nichts.

Keiner rief sie zurück.

Die gelben Sandwege leuchteten und die den Weg begrenzenden Sträucher

Auch die Baronin hatte das Schloß verlassen.

Die Thür schlug hinter ihr zu, dann ward es ruhig.

Vor ihr lag der dunkle, düstere Park mit seinem Blätterrauschen und dem Geschrei eines Nachtvogels.

Sie machte ein drohende Handbewegung nach den Gemächern hin, aus denen ihr Gatte sie eben gewiesen.

Keinen Schmuck, keine Roben; Um diesen Bettel, welchen ihr der Baron nachschicken wollte, lohnte sich's wahrlich nicht. Doch zurück konnte und wollte sie auch nicht mehr. Gewissensbisse empfand sie keine.

An ihre Kinder dachte sie gar nicht.

Die Lippen trostlos, zornig geschürzt, stieg sie die Stufen der

schlugen ihre schwankenden Zweige gegeneinander, vom Nachtwind bewegt.

Durch diese Gänge war sie einst auch geeilt — in die Arme Kurt's. Liebt sie ihn damals?

O ja, gewiß!

Aber dann war doch Alles recht langweilig geworden, auch dieses ewige „glückliche, zufriedene“ Leben.

Julianne suchte den Gasthof zum Reichswappen auf. Sie huschte durch den erleuchteten Flur, bis zu einem kleinen Fenster, durch welches die Nachbarschaft bedient wurde.

In die Gaststube selbst getraute sie sich doch nicht.

Es saßen Bauern vom Orte darin.

Sie unterhielten sich lärmend und schlugen die Deckelkrüge gegeneinander.

Julianne zog den Eisendraht an, welcher neben dem Fenster an der Wand herunterlief.

Auf den schrillen Ton der Glocke erschien der Wirth selbst innerhalb der Scheiben.

Erst traute er seinen blinzelnden Augen nicht, dann fuhr er schnell zurück und kam auf den Gang heraus, tiefe Bücklinge machend.

„Frau Baronin! Was befehlen — die gnädige Frau?“

Julianne bemerkte wohl den forschenden Blick, welchen er auf sie warf.

Noch aber war sie Baronin.

„Ich bin genöthigt, eigentümlicher Umstände wegen, diese Nacht hier zu bleiben. Schließen Sie mir ein Zimmer auf. Behalten Sie jedoch die Sache für sich.“

„Sehr — wohl. Nur eine Sekunde.“

Er rannte in die Stube zurück, um Licht zu beschaffen.

Er mußte nicht recht, was er zu denken hatte.

Der Lärm in der Gaststube verstummte ganz plötzlich. Nur noch ein Murmeln, kaum vernehmlich, kam heraus.

Der Wirth erschien dann mit dem Leuchter. Ohne ein Wort schritt ihm Julianne nach, die Treppe hinauf. Aber so hoch, wie damals, da sie mit ihrem Vater hier Quartier genommen, ging es nicht.

Es war das Staatszimmer, welches der Wirth aufschloß. Mit heruntergebeugtem Rücken ließ er die Baronin eintreten.

„Haben die Frau Baronin noch irgend welchen Befehl?“

„Ja. Wenn vom Schloß noch etwas für mich ankommen sollte, so nehmen Sie es in Empfang und lassen es mir morgen früh auf mein Zimmer bringen.“

Der Wirth entfernte sich mit einem abermaligen tiefen Bückling. Wie er allein war, blieb er stehen und rieb sich die Nase.

„Im Schloß muß die Milch sauer geworden sein!“

Mit diesem philosophischen Gedanken-Ausdruck begab er sich nach den unteren Lokalitäten.

Mit dem Nachtzug war Hans Andorf abgereist und im Morgenrauen in dem Flecken angekommen, wo, wie er voraussetzte, seine Mitglieder bereits im Lauf des gestrigen Tages die wandernde Bühne aufgeschlagen hatten.

Lisa mußte währenddem Bibliothek und Garderobe ausgepackt haben.

Dort erwartete ihn jedoch eine sonderbare Bescherung. Nicht genug, daß ihn der Baron grün und braun geschlagen hatte, so daß er zum Spott der Straßensungen herumliefe, es mußte ihn auch noch dieses Letzte treffen, um sein Geschäft am hiesigen Ort zu ruinieren, noch ehe er anfang.

Die Direktion hatte von dem Gastwirth zwei Stuben zur Benutzung erhalten, wie es früher stets so üblich war.

Möbliert waren sie zwar nur mit dem Allernothwendigsten, doch daran waren die Komödianten ja gewöhnt.

Kahle, getünchte Wände, rohe Stühle. ein Tisch, blinde Scheiben.

Für gewöhnlich bewahrte hier der Wirth sein altes Gerümpel auf.

In einem dieser Zimmer finden wir Hans Andorf an dem Nachmittag nach der verhängnißvollen Nacht.

Finstern vor sich hinbrütend, saß er an dem einfachen Tisch. Der eben entworfenene Theaterzettel für die Eröffnungsvorstellung lag vor ihm.

Sein altes Mitglied, „Graf Leicester“ das noch am meisten bei ihm ausrichtete, stand vor ihm mit einem sehr bedenklichen Gesicht.

„Sollten wir mit der Eröffnung nicht doch einige Tage warten, Direktor?“ meinte er. „Nur so lange wenigstens, bis der erste Eindruck vorbei ist?“

Andorf, der um den Kopf ein Tuch gelegt hatte, gab einen ärgerlichen Ton von sich.

„Warten, warten! Du sprichst ohne Verstand! Ich kann gar nicht warten, kaum mehr die vierundzwanzig Stunden. Meine Mittel sind aus. Ihr habt das Letzte als Vorschuß erhalten. Und was kümmert mich auch die ganze Wirthschaft! Ich kann es nicht ändern.“

Der Schauspieler sah wohl ein, daß ein weiteres Vorhalten hier nutzlos war. Deshalb ging er schweigend.

Mit seinem Direktor war er aber diesmal nichts weniger wie einverstanden.

Er fing an, ihn zu verachten. Bei allem Leichtsinne darf man nicht Alles verlieren und Andorf hatte bereits Alles verloren.

Der Direktor schickte den Bogen in die Druckerei, welche ein alter Mann im Dorf, mit Handpressen-Betrieb, inne hatte.

Es war sein einziges, bedeutendes Geschäft im Jahr, den manchmal ankommenden Direktionen die Zettel zu drucken.

Andorf nahm einen Schluck aus einem großen Krug, der auf dem Tisch stand. Darauf lief er, die Hände in den Taschen, im Zimmer auf und ab.

Mit dem unwirklichen, finsternen Gesicht sah er nichts weniger als vertrauensvoll aus.

Eine Weile später klopfte es an die Thür und ein altes Weib erschien mit einem Korb am Arm.

Es war ein immer lächelndes, widerliches Gesicht, mit einem zahnlosen Munde.

„Herr Direktor,“ sagte die Alte, „ich wäre fertig.“

„Nun also!“ machte Andorf überraunig.

„Ich bekomme für meine Arbeit gewöhnlich neunzig Pfennige.“

„Hm!“ Hans Andorf stellte sich vor die Frau. „Ich will Euch etwas sagen, Frau. Kommt nach der ersten Vorstellung an die Kasse, dann bezahle ich Euch. Bis dahin — da habt Ihr ein Freibillet.“

Die Alte mit dem zahnlosen Mund wollte zu keifen beginnen:

„Ach, Du lieber Gott! Was thue ich mit dem Theater? Bei meinen Kunden habe ich Theater genug.“

„Ich habe jetzt aber kein Geld. Da ist das Billet.“

Er warf es ihr auf den Tisch hin.

Sie nahm es schnell und schob ihren Korb wieder unter den Arm.

„Meinetwegen! Aber nach der ersten Vorstellung —“

„Macht, daß Ihr hinauskommt! Euch sieht man nicht so gern.“

Die Alte verschwand schleunigst.

„Ist das ein Mensch!“ sagte sie draußen.

Hans Andorf nahm noch einige Male eine Stärkung aus dem Krug, dann ließ er sich wieder am Tisch nieder.

Mit der Hand glättete er einen Brief, der geöffnet vor ihm lag.

Er kam aus einem entfernten Dorf und die Schreiberin theilte ihm wieder einmal mit, daß sie nicht mehr länger warten könne. Der Brief war ihm eben von Trautenau aus nachgeschickt worden.

„Wenn ich nur wüßte, wohin mit dem Balg, so würde ich dem Weib eine andere Antwort geben,“ brummte Andorf.

Vor einem Jahr hatte ihm Lisa, sein Weib, ein Mädchen geboren und es war fast ein Wunder zu nennen, daß das zarte Ding so prächtig gebieh. Aber der Direktor konnte solch' ein Hinderniß auf der beständigen Reise nicht gebrauchen.

Lisa mußte es in einem Dorf in Pflege lassen, bis es größer geworden und mit verdienen konnte.

Dieses kleine Wesen war Lisa's letztes Glück gewesen. Dennoch getraute sie sich nicht, dem Gatten in seinen Beschläffen entgegenzutreten, was auch kaum etwas genützt hätte. Sie mußte von dem kleinen Mädchen Abschied nehmen, das sie im Leben nie mehr wiedersehen sollte.

Es war vereinbart worden, daß die Pflegefrau monatlich eine kleine Summe erhalten sollte. Wie oft hatte sie in dem einen Jahr Mahnbriefe an den Vater senden müssen. Er wollte nichts bezahlen für dieses unnütze Möbel. Und doch that das Kleine dem Komödianten den Willen nicht und starb.

Nun hatte Andorf abermals wieder zwei Monate zusammenkommen lassen, ohne etwas zu entrichten.

In dem nachgesandten Brief brohte

die selbst arme Frau zum letzten Mal, daß sie die Reise nicht scheuen werde und ihm sein Kind überbringe, falls er seinen Verpflichtungen nicht nachkomme.

Zudem bestand sie jetzt, nachdem das Kleine größer geworden, auf eine Erhöhung des sehr kleinen Pensionspreises.

Andorf traute dem Weib wohl zu, daß sie schließlich ihre Drohung ausführte und ihm das Kind an den Hals hing. Eine hübsche Bescheerung gerade jetzt! Aber einen Ausweg fand er nie.

Mehr als bisher, konnte er auch nicht bezahlen; er brachte dieses Wenige ja nicht zusammen.

Eine lange Zeit hindurch blickte er auf das Papier und vergaß selbst das Trinken.

Auf der Treppe draußen machte sich ein kleiner Wortwechsel bemerkbar.

Es näherten sich Schritte seiner Thür. Es klopfte. Er gab keine Antwort.

Nochmals pochte ein Finger an das Holz der Thür.

„Herein, zum Teufel auch!“ rief Andorf in seiner ärgerlichsten Stimmung.

Sich umzublicken fand er nicht der Mühe für werth.

Die Thür öffnete sich; Julianne war eingetreten.

Sie warf einen raschen Blick um sich. Ob des erbärmlichen Zimmers zuckte sie die Schultern.

Ihr Auge blieb schließlich aber doch an der Gestalt des Direktors hängen.

„Andorf!“
Er schnellte herum und sprang bann vom Stuhl auf. Mit großen Augen blickte er sie an.

„Die Frau Baronin! Alle Wetter!“
Nun hatte er auch seine Ruhe wieder gefunden und lachte höhnisch.

„Sie kommen Alle — Alle!“
Julianne drückte die Thür hinter sich zu und kam näher. „Willst Du mich nicht willkommen heißen, Hans?“

„Weiß ich denn, was Du bei mir suchst?“ versetzte er.

„Ich bin da — und ich bleibe da!“ sagte Julianne.

„Du —?“ Es ging ihm ein Licht auf. „Ach — Du bist dem Baron davon gelaufen?“

„Ja!“
„Weßhalb denn? Warst Du nicht alle Tage satt? Kannst Du denn Besseres begehren?“

Sie machte eine zornige Bewegung.
„Vor Langeweile wäre ich gestorben! Ich will hinaus, ich muß wieder spielen. Ich kann nicht leben in dieser entsetzlichen Ruhe. Deine Mißhandlung von dem Baron hat Alles entschieden. Ich habe jetzt alle Brücken hinter mir abgebrochen.“

Sie befreite sich von dem theueren, großen Hut und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

Andorf hatte sich an die Tischkante gelehnt und nagte an den Lippen.

Von Zeit zu Zeit that er ein kurzes Lachen. Unterdessen plauderte Julianne eifrig weiter.

„Ich hatte Unglück. Ehe ich ging, er-

tappte mich der Baron noch. Aber was thut's! Willst Du mich in Deiner Truppe aufnehmen? Was ich für Erfolge hatte, das weißt Du ja. Von mir hing das ganze Geschäft ab. Aber ich muß spielen, viele und gute Rollen, damit ich die letzten Jahre vergesse. Paßt es Dir so nicht?“

„Hm!“ machte Andorf sinnend, „vielleicht! Hoffentlich hast Du Dir aus dem Schloß so viel gerettet, daß wir das Geschäft heben können? Es ist gegenwärtig hier bei uns eine rechte Lumpen-Wirthschaft!“

Die Baronin mußte lachen.
„Vorläufig habe ich — so gut wie nichts!“ sagte sie.

„Nichts?“ wiederholte er stirnrunzelnd.

„Ja, was willst Du denn bei mir dann?“
„Wie komisch Du bist, Andorf! Der Baron wird sich rasch genug von mir scheiden lassen, sei dessen gewiß. Bei dieser Gelegenheit muß er mir ein Jahres-

gehalt aussetzen für alle Fälle. Das ist ja sehr einfach! Und in diesem Punkt lassen sich solche Herren nichts nachsagen.“

Er schien dies zwar einzusehen, sagte jedoch:

„Ich begreife wirklich nicht, wie Du so armelig geh'n konntest! Wenn ich an Deine Garderobe denke, an den Schmuck —“

Julianne nickte.
„Ich hatte Alles. Er nahm es mir wieder ab.“

„Recht fein gehandelt!“ hatte dieser Mensch die Stirn zu sagen. Aber sie hatte Recht, er mußte ihr eine anständige Rente aussetzen, womit sich leben ließ.

„So sehr schlimm steht es auch nicht,“ fuhr die Baronin, schlau lächelnd, fort. „Seine lächerliche Großmuth gewährte mir auch noch einen Zehrpennig für die nächsten Tage. Freilich sind es nur zweihundert Mark und wenn ich an den Schmuck und die Roben denke —! Uebrigens mußte er, daß ich sogleich zu Dir ging.“

„Es ist immerhin etwas!“ sagte der Direktor. „Du kannst bleiben, Julianne. Aber halt! Besinne Dich erst. Läufst Du mir nicht wieder davon? Ich bin das von Euch schon so gewöhnt und es geht nicht immer sein zu bei uns; Du weißt es ja.“

Sie machte eine wegwerfende Bewegung.

„Ja, ja! Nach der jahrelangen Debe, diesem einschläfernden Leben ist mir Alles erwünscht. Nur spielen will ich, viel spielen; die ‚Stuart‘, die ‚Grey‘, ‚Jean d' Arc‘ —“

„Auf unserer Bühne mit den zehn Kräften? Meinemwegen!“ lachte Andorf.

„Was willst Du, Andorf?“ frug die Baronin. „Hast Du es nicht immer so gemacht. Machte es mein Vater anders.“

Es ging ja immer. Laß' mich nur erst wieder Lampenlicht sehen, den Beifall hören! Ich weiß, Alles ist dagegen nichts! Mein Theaterblut beginnt wieder zu kochen. Ich muß spielen und wenn ich dabei hungern sollte!“ Sie rückte ihm

näher. „Weißt Du, Lisa ist nichts mehr für solche Rollen. Ich bitte Dich, sie ist ja krank, hat keine Kraft mehr in den Lungen. Es war eine Marter für mich, sie auf der Bühne sprechen zu hören — während Eurer letzten Vorstellung. Das geht nicht mehr. Laß sie nicht mehr auftreten oder doch nur in kleinen Parthieen. Ich mache Ihr dies schon begreiflich. Wo ist eigentlich Lisa? Ich vermisse sie jetzt erst.“

„Komme,“ sagte Hans Andorf; „sie liegt nebenan.“

„Also noch immer krank!“ machte Julianne. „Da hast Du auch ein recht's Elend!“

Er antwortete nicht, sondern schritt voran, hinaus auf den Gang und gegen eine kleine Thür, die er öffnete und durch dieselbe eintrat.

Es war ein sehr schmales Zimmer, armseliger noch, als das vorige.

Nur ein Bett und zwei Stühle befanden sich darin. Die Wand war getüncht leer und rissig.

Ein kleines Heiligenbild hing über dem Bett, doch war es schwer zu entscheiden, wen es eigentlich vorstellte.

Julianne war ihm gefolgt und als sie eintrat, schnürte es ihr die Brust zusammen.

Es war hier dumpf und unheimlich.
„Und Lisa?“

Hans Andorf zog ein Tuch von dem Bett und ließ es auf einen Stuhl fallen.

Betroffen, mit einem leisen Schrei trat die Baronin zurück.

„Lisa — ist gestorben?“

„Ja,“ sagte er ruhig, „sie spielt Dir keine Parthie mehr weg.“

„Wann denn?“

„Gestern — noch Vormittags und auf dem Wagen, wie sie sagen. Man hatte sie hier hereingelegt. Eben ging die Leichenfrau von ihr, die sie ankleidete.“

Julianne wendete rasch das Gesicht von dem Bilde ihrer bleichen, vergrämten Schwester.

„Das hättest Du mir auch sagen können, ehe Du mich hier hereinführtest!“ versetzte sie ärgerlich.

„Regt es Dich so auf, Julianne? Ich denke, Du könntest zufrieden sein. Bedenke nur: ihr war es Erbsung und Dich macht es zur Direktorin. Du hast keine Rivalin mehr.“

Er sagte es gleichgiltig, indem er nach dem Fenster schritt und den einen Flügel öffnete.

Sie fuhr nicht einmal zusammen bei seinen frivolen Worten.

Die Beiden kannten sich ja genau.

„Denke Dir diese Ueberraschung, als ich hier ankam. Und was das Beste ist: der Pfarrer verweigert ihr ein ehrliches Begräbniß, weil sie ohne Sakrament starb.“

„Ich will mit ihm reden!“ entschied Julianne. „Es würde Aufsehen machen und unserem Geschäft schaden, wenn es wirklich so käme. Aber nun laß mich hinaus! Hier innen ist Alles so drückend — so schwül —“

Er war es zufrieden, legte wieder das Tuch auf die Torte und sie gingen in die erste Stube zurück.

„Wir werden von meinem Geld wohl zum Begräbniß nehmen müssen,“ sagte Julianne.

„Nein,“ erwiderte er; ich sprach bereits mit dem Ortsvorsteher. Das Armenhaus übernimmt die Kosten. Ich besitze einfach nichts. Von Deinem Geld braucht vorläufig Niemand etwas zu erfahren.“

„Wie Du willst! Kann ich hier logieren?“

„Freilich; gleich nebenan. Der Wirth muß eben ein Zimmer ausräumen.“

„Was gebt Ihr zur Eröffnung?“

„Suche Dir ein Stück heraus, Julianne; ich ändere dann den Zettel.“

Mit glänzenden Augen betrachtete er sie. Schön war dieses Weib noch immer, ja, sie war noch üppiger geworden.

Einstmals hätte sie aus ihm einen thatkräftigen, ehrlichen Menschen gemacht. Daß er jetzt ein verkommenes Subjekt war, daran trug sie die Schuld. Zu spät! Und käme sie heute als ein Engel von Unschuld und Liebe zurück, es wäre zu spät.

Aber Julianne zeigte erst jetzt, nach dem sie alle erzwungene Feinheit abgestreift hatte, daß ihr Charakter dem Anders nicht viel nachgab.

Sie hatte nun den offenen Brief auf dem Tisch liegen sehen und griff ihn auf.

„Darf man lesen?“

„Meinetwegen!“ lachte er.

„Ach, das ist ja eine Neuigkeit!“ rief sie, nachdem sie gelesen. „Du hast ein Kind?“

„Leider! Aber was diese Frau verlangt, bezahle ich nicht mehr.“

„Du hast ganz Recht! Laß' es nur herbringen. Ich will es mit der Kleinen versuchen. Vielleicht gefällt es mir besser, wie die meinen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kassetten-Diebstahl.

Kriminal-Novelle von Wilhelm Antony.
(Nachdruck verboten.)

Endlich langten wir im „blauen Hecht“ an. Vor der Thür des unansehnlichen Hauses stand ein vierschrötiger kleiner Kerl, der uns schon zu erwarten schien. In dem rothglänzenden Gesicht, das von einem schwarzen Bart umsäumt war, der in kurzen Stoppeln rings um Kinn und helbe Backen aus dem dicken Hals emporkletterte, die Lippen aber völlig frei ließ, lag eine widerwärtige Sinnlichkeit und Frechheit.

Die Kleinen, von den speckigen Fettpolstern der heißen Wangen fest zusammengedrückt, Schligaugen, wie sie sonst nur den Chinesen eigen zu sein pflegen, blickten listig und verschlagen, kurzum es lag eben auf dem ganzen Angesicht jenes sogenannten „Rainszeichen“, das nur niedrigen und verworfenen Naturen ausgeprägt zu sein pflegt.

Ich habe in meiner Praxis auf dieses Rainszeichen niemals etwas gegeben, wie

es viele meiner Kollegen thun, die sich oft unendlich viel einbilden, in dem „Buche des Menschen Angesichts“ — wie sie es nennen — zu lesen und nicht selten unter solchen Vorurtheilen zu voreiligen Schlüssen kommen, allein widerwärtig im höchsten Grade war mir der Mensch sofort.

„Herr Stein,“ flüsterte mir der Bauchredner ganz kleinlaut zu und es schien, als fühle er sich in der Gegenwart dieses Menschen ebenfalls nicht wohl.

Der Mann suchte mit seinem Spazierstock in der Luft herum, als drohe er uns und rief, ohne auf die Frau oder mich, den Fremden, irgend eine Rücksicht zu nehmen, in höchst brutaler Weise dem Künstler schon von weitem zu:

„Na, was hab ich gesagt? Wieder leer, was? Warum sind Sie so rasch wiedergekommen! War 'ne kolossale Dummheit! Bist Du wo gut aufgenommen, darfst Du ja nicht zwei Mal kommen!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er dann ins Haus.

„Ist das eine der angesehenen und einflußreichen Persönlichkeiten?“ fragte ich, als hätte ich die obige Namensnennung des rücksichtslosen Menschen überhört, „in deren Gesellschaft Sie heute Abend sein sollten? Da wird mir fast bange vor den Uebrigen!“

„Er ist im Grunde des Herzens ein guter Mensch,“ entschuldigte der Künstler etwas kleinlaut. „Ich bin ihm Dank schuldig — ich muß Rücksicht auf ihn nehmen. Wenn Ihnen die Gesellschaft störend ist, — nun, ich kann es Ihnen ja auch nicht verübeln.“

Das war nun wider all meine Ansichten und ich beschwichtigte Herrn Philippo mit der Versicherung, daß dieser Stein mir keinerlei Herzensbruch verursachen werde, und ähnliche Nebenbarten. Dann traten wir in die Restaurationsstube und nahmen dicht an der Thür Platz.

Herr Stein saß mitten in der Stube, überlaut perorirend, an einem Tische neben zwei anderen Herren, die sich etwas mißtrauisch nach mir umzublicken schienen.

Offenbar lag Herrn Philippo gar nicht viel daran, mich mit seiner Gesellschaft in nähere Berührung zu bringen. Allein diese kamen bald zu uns ohne viel Umstände herüber. Da mein Begleiter die Umgangsformen der besseren Gesellschaft nicht zu kennen schien, mußte ich mich selber vorstellen und that dies natürlich mit dem von mir bei der Polizei in B. angemeldeten Namen und Gewerbe, als Stenograph Böttcher. (Ich will hier gleich einschalten, daß ich auch einige Annoncen in den gelesesten Tagesblättern mit einer Aufforderung zu einem Kursus in der Stenographie, darunter auch im Lokalanzeiger erlassen.)

In dieser sehr gemischten Gesellschaft lernte ich nun endlich diesen Paul G. kennen, den Erbschafts-Aspiranten der G.schen Million. Obschon er etwas stark verlebt und müde dreinblickte, so lag doch in dem feingeschnittenen Gesicht etwas Sympathisches. Freilich mit seinen Geistesgaben mochte es kläglich bestellt sein, denn die Huldigungen, welche er der Frau des

Bauchredners darbrachte, waren einfältige und abgeschmackte. Sie wurden auch zu meiner Freude durch wenig Entgegenkommen gelohnt, und das gereichte der Frau Philippo um so mehr zur Ehre, als ihr Gatte sie arg vernachlässigte und fortdauernd nur mit dem Winkeladvokaten zischelte. Daß Herr Paul nach kurzer Weile schon Champagner vorfahren ließ, berührte mich natürlich äußerst peinlich; zum Glück sind wir indes für solche Extrafälle hinreichend mit Geld ausgerüstet. Der Herr „Stenograph“ hätte sich sonst schwerlich die hier zur Nothwendigkeit werdende Revancheflasche mit dem silbernen Helme leisten können.

Endlich wendete sich auch Herr Stein zu uns. Es fiel mir auf, wie sehr Herr Paul von ihm abhängig war. Ein Blick genügte, um ihn wie einen ausgelassenen Buben zur Ruhe zu ermahnen. Ueberhaupt war die ganze Gesellschaft dem brutalen Menschen in jeder Hinsicht unterthan. Von mir nahm er gar keine Notiz, wie es schien, und erst nach Verlauf einer geraumen Zeit richtete er plötzlich und ganz ohne Zusammenhang an mich die Frage: „Verstehen Sie etwas von Handschriften überhaupt?“

„Ich weiß nicht, wie Sie diese Frage verstanden wissen wollen,“ gab ich ihm zurück. „Meinen Sie damit die Kunst der Handschriften-Beurtheilung, so hab' ich mich damit freilich mit besonderer Vorliebe beschäftigt!“

„Ja, freilich, das meinte ich!“ brüllte er mich an. „Da könnten Sie ja einmal —.“ Aber dann brach er plötzlich ab, als traue er sich vorläufig nicht weiter zu reden, oder als gereue es ihn, dieses Thema mit einem Fremden angeschlagen zu haben.

„Wenn ich Ihnen dienen und dabei auch verdienen kann,“ half ich ihm nach. Sein kleines Auge blinzte auf.

„Aha“, machte er halblaut, als habe er mich erkannt.

„Nun, kann schon mal kommen,“ meinte Herr Stein kurzab. „Du Paul betrink' Dich nicht! Kannst Du nicht ruhiger und langsamer trinken! Hernach bist Du unausstehlich und unbrauchbar, und wir fangen doch jetzt erst an!“

Herr Paul nahm diese Krüge ganz demüthig hin, obschon er kurz zuvor recht laut gewesen und Frau Philippo eine Operetten-Arie vorgesungen, die er indes plötzlich abbrach, als sein Herr und Meister sich mit jenen Worten an ihn wendete.

Ich versuchte das Gespräch auf den Prozeß zu bringen, der wegen der Erbschaft in Frage stände, allein es schien, als wichen alle Anwesenden diesem Thema absichtlich aus, nur Herr Paul meinte mit bereits unsicher werdender Stimme: „Ach Dummheit, der ganze Prozeß! Wer will denn prozessieren? Ich bin der Erbe, ich bleibe der Erbe — Basta!“

Der Chefredakteur hatte sich die siebente oder achte Cigarrette angezündet und blickte apathisch den blauen Rauchwolken nach, die er ringelförmig aus seinem großen Munde aufsteigen ließ und Herr Stein machte ein Gesicht, als wollte er sagen:

„Ueber die Sache bin ich immer sehr ruhig.“

Als später der Gegenstand bei einem schließlichen Anlaß noch einmal von mir berührt wurde, da ich mich mit dem Winkeladvokaten nämlich zu einer Schachpartie an einen Extratisch gesetzt, äußerte dieser kurzab: „Ohne Testament muß es dem Paul werden, und da kein Testament aufzufinden ist, so ist wohl auch niemals ein solches gemacht worden! Was in den bummeln Blättern steht, ist ja Quatsch! Nichts als Quatsch! Nur der Lokalanzeiger trifft ins Schwarze, — und der Artikel — hahaha — ist von mir inspirirt!“

Damit brach er das Gespräch ab, und ich erfuhr auch sonst an diesem Abende nichts mehr, was irgendwie über meine Sache neue Aufschlüsse geben konnte.

So empfahl ich mich denn, sobald sich das für einen, der wiederkommen möchte, schicken wollte.

Als ich am andern Morgen Alles überdachte, schien mir das Beste, vorläufig mit Herrn Philippo weitere Bekanntschaft zu machen, und ich erfuhr auf Anfrage im „blauen Hecht“, daß er bereits nach seinem Zelt gegangen sei.

Es hatte in der Nacht stark gewittert, und der Wind hatte an der Leinwand großen Schaden angerichtet. Auch die übrigen Künstler auf dem „Pflingstmarkt“ waren beschäftigt, diese Schäden wieder auszugleichen, und so herrschte denn auf dem weiten Platz ein recht reges Leben und Treiben.

In den Wassertümpeln, die der Gewitterregen zwischen den kleineren und größeren Buden und den hinter denselben stehenden Wagen dieser nomadischen Künstlerfamilien gebildet hatte, spielten die barfüßigen Kinder derselben, die am Abend in bunten Tricots, Sammet und Brokat schon wie die Grazien, alle möglichen Kunststücke aufführten, jetzt aber wie die echten Zigeuner ausschauten!

Alle Sprachen der Welt wurden hier laut, denn das Volk der fahrenden Leute setzt sich zusammen aus den verschiedensten Nationen und es ist wirklich wunderbar, wie leicht sich trotzdem die Mitglieder aller Volksstämme in so einer Künstler-Kolonie zu verständigen wissen. Auch interessante Köpfe gab's bisweilen zu schauen; herkulische Männer, die freilich in ihrer schmutzigen Alltagsstracht doppelt prosaisch erschienen, bildhäßige Frauen mit fremdartigen Profilen.

Hinter den großen Wagen, in denen viele dieser Künstler vollständig wohnen, hatte man bereits die Feuer für die Mittagsmahlzeiten angezündet, nur die vornehmeren speisten in Restaurants oder Hotels. Zu diesen gehörte auch schon unser Herr Philippo!

Er war nicht besonders gut gelaunt und schien keineswegs sehr erbaut über meinen Besuch. Erst als ich ihm eine extrafeine Zigarre anbot — rauchen war seine Leidenschaft — ward er etwas redseliger und aufgedöpfter.

Ich machte mich nach Kräften bei den Ausbesserungen nützlich. Das schien Herrn Philippo Spaß zu machen und zum ersten

Mal seit unserer Bekanntschaft sah ich ihn lachen, als ich mir den Hammer ausbat und einige Nägel in die Pfosten des vorderen Zeltraumes eintrieb. Ich stellte mich absichtlich sehr ungeschickt, er aber schien sich über meine Unbeholfenheit ganz kindisch zu freuen und vergaß sogar seine Zigarre in Brand zu erhalten.

Als er hernach um Feuer bat, und ich ihm dabei näher trat, fiel mir ein eigenthümlicher Geruch auf, der offenbar seiner grauen, fast noch ganz neuen Zoppe entströmte. Es war der Geruch von frischer Delfarbe, und wie ich das Kleidungsstück schärfer ins Auge faßte, bemerkte ich sofort, daß an der Brusttasche sich ein dunkler Fleck befände, der offenbar durch Delfarbe erzeugt worden war.

„Schöne Zoppe,“ lobte ich. „Fürchte indes, daß sich der Stoff schlecht tragen wird!“

„Das muß man erst abwarten,“ meinte er. „Ich habe sie erst seit vierzehn Tagen im Gebrauch.“

„Seit vierzehn Tagen? Schade, daß der häßliche Delfleck die Brustseite entstellt! Aber erlauben Sie mir das Ding zwei Minuten; ich radriere Ihnen das Fett heraus, ich bin darin sehr geschickt!“

„Meinetwegen.“

Er zog die Zoppe aus, reichte sie mir hin und hantierte dann an seinem Zelt weiter herum.

Ich schabte von dem oeldurchtränkten Wollstoff etwas ab, daß ich rasch in der Westentasche verbarg und gab ihm das Kleidungsstück mit dem Bemerkten zurück, daß ich eine Beschädigung desselben fürchte, und darum lieber abstehen wolle von dieser Arbeit.

Er hämmerte in Hemdsärmeln weiter und ließ die Zoppe liegen.

„Wie sind Sie nur zu diesem häßlichen Fleck gekommen,“ fragte ich möglich gleichgiltig, „hier in der Bude ist noch nirgendwo solche Farbe.“

„Was weiß ich,“ sagte er ausweichend und wendete sich ab, um in das Innere der Bude zu gehen.

Ich folgte ihm und bot ihm eine neue Zigarre an.

Er dankte, setzte den Tabak in Brand und piff sich ein Liedchen.

Als ich mich im Innern des Zeltes nun, das mit seinen verschoffenen und verschliffenen Teppichen bei Tagesbeleuchtung doppelt armselig sich ausnahm, näher umschaute, erblickte ich einen Gegenstand, der alle meine seitherigen Verdachtsmomente gegen Herrn Philippo berart verstärkte, daß ich nun vollends zu der festen Ueberzeugung gelangen mußte: der Mann wisse um die Sache deren Erforschung mir oblag! In einem alten Koffer nämlich, aus welchem Jener sich Hammer und Nägel herausholte, bemerkte ich unter allerlei werthlosem Kram einen halben Bogen gelben Konzeptpapiers; der ganz genau zu dem mir wohlbekannten halburchrisenen Zettel paßte! Auch die mit Bleistift geschriebenen Worte und Zahlen zeigten eine geradezu frappante Ähnlichkeit mit denjenigen, deren Entzifferung mir so viel Mühe gekostet hatte. In einem Moment,

als der Besitzer der Bude mir einmal den Rücken wendete, riß ich rasch ein Stück vom Papier ab und empfahl mich dann so rasch als möglich.

Voll Freude über die wichtigen Entdeckungen begab ich mich sofort zu meinem Vorgesetzten, theilte ihm alles mit und erbat die schleunigste Untersuchung des oeldurchtränkten Wollstoffes im städtischen chemischen Laboratorium.

Nachdem dies erledigt war, begab ich mich sofort mit dem nächsten Zug nach dem kleinen Städtchen, in welchem der Justizrath gewohnt hatte und fand, da das Haus zum Verkauf stand, bald eine unverdächtige Gelegenheit, mir dasselbe von dem Besitzer zeigen zu lassen.

Da dieser ein großer Blumen- und Gartenfreund war, ließ sich das Gespräch ganz zwanglos auch auf den Weinstock überleiten, der die hintere Front bedeckte und es gelang mir, unter dem Vorwand, die neuen Triebe desselben in der Nähe besichtigen zu wollen gar leicht, die Leiter zu erbitten, mittelst deren ich schon einmal bis zum Fenster der Schreibstube emporgestiegen war. Ich schabte von dem Spalier etwas grüne Delfarbe ab und — der Zweck meines Besuches war erfüllt.

Noch Nachmittags langten diese abgeschabten Holzstücke im Laboratorium an und am Abend schon hatten wir die Gewißheit, daß die Substanz ganz dieselbe sei, welche zum Anstrich dieses Weinspaliers gebient und die Zoppe des Herrn Philippo befleckt hatte, wobei immerhin nicht ausgeschlossen war, daß diese oder eine ganz ähnliche grüne Delfarbe auch anderweitig noch verwendet worden sein könnte.

Wichtiger aber als dies schien mir der gelbe Zettel, den ich genau mit dem Streifen verglich, der in der Schreibstube aufgefunden worden.

Die Schriftzüge waren fraglos dieselben und da mir Philippo mitgetheilt, daß er am andern Tage sein Zelt abbrechen, und abreißen wolle, falls sich an diesem Abend der Besuch seiner Vorstellung nicht wesentlich steigern, so schien Gefahr im Verzuge. Wir kamen überein, daß der Baurechner, den so schwere Verdachtsmomente belasteten, am andern Tage unter dem Vorwande irgend einer polizeilichen Vernehmung vorgeladen werden solle. Dem mit der Untersuchung betrauten Beamten wurden noch am selbigen Abend von mir die Fragen aufgegeben, die ich an den Künstler auf Grund meiner seitherigen Beobachtungen an diesen vor Allem gestellt zu sehen wünschte, auch sollte ich unbemerkt dieser Voruntersuchung beiwohnen.

Ich blieb absichtlich an diesem Abend dem Hotel zum „blauen Hecht“ fern und ließ mich auch auf dem Budenplatz des Pflingstmarktes nicht blicken.

Am andern Morgen fand die Vorladung Philippos statt und ich hörte, daß er sehr widerwillig derselben Folge geleistet.

Die Fragen des Beamten, der zunächst die Personalien feststellte, beantwortete er kurz und unwirsch. Als jener sodann Auskunft begehrte, ob der Künstler irgend etwas

miße von dem Kassetten-Diebstahl, für Philippo plötzlich auf und rief in großer Erregung:

„Was kümmert denn mich die dumme Geschichte? Sehe ich aus wie ein Eindrehler oder Diebshehler oder so etwas?“

(Schluß folgt.)

Ein Sonntag-Nachmittag in Buenos Aires.

Von G. Struder.

(Nachdruck verboten.)

So wundervoll in der Stadt der guten Lüfte, wie Buenos Aires in deutscher Uebersetzung heißt, die Abende, so herrlich dort die frühen Morgenstunden sind, ebenso unangenehm und langweilig ist daselbst, und zumal in der heißen Jahreszeit, der Mittag. Mit voller Kraft sendet die Sonne von dem wunderbar blauen, nicht durch das kleinste Wölkchen getrübbten Himmel ihre glühenden Strahlen herab in die öden Straßen, die Luft zum Ersticken erhitzen und zu qualmendem Staube den ungepflasterten Boden versengen, über welchen um diese Zeit Niemand dahinschreitet, den nicht die dringendsten Gründe zum Ausgehen veranlassen. Das lärmende und bewegte Treiben in der Riesstadt verwandelt sich um die Mittagszeit in eine müde, peinliche Stille, Alles sucht das schützende Dach der Häuser auf, so recht behaglich aber fühlt sich alsdann derjenige, welcher vom Innern seines Zimmers aus mit Ruhe die wenigen, im Schweiß ihres Angesichtes sich vorüber-schleppenden Passanten beobachten kann und dabei mit Genugthuung der eigenen angenehmen Lage sich bewußt wird.

Selten freilich hat der Geschäftsmann Gelegenheit, sich diese Erholung zu gönnen, in jenem Lande der fieberhaften Erwerbsthätigkeit muß er jede Stunde im Tage ausnützen, wenn er nicht von der Konkurrenz überholt sein will, und nur ganz ausnahmsweise, an einzelnen Festtagen und zuweilen auch an einem Sonntage, findet er die Zeit zu einer derartigen Ausspannung. Mit einer Art Wollust wirft man sich dann in die leichteste Toilette, macht es sich in einem Lehnstuhl bequem und nimmt eine Zeitung oder ein Buch zur Hand, um nichts weniger als angenehm überrascht zu sein, wenn bei einer solchen Gelegenheit plötzlich irgend ein Freund oder Bekannter eintritt, der in dem festen Glauben, hiermit dem Besuchten den größten Gefallen zu erweisen, denselben zum Spaziergehen auffordert.

Wenigstens war meine Stimmung durchaus keine freudige, als mich an einem solchen, der Ruhe geweihten Sonntag-Nachmittag, einer meiner Freunde besuchte, um mir einen gemeinschaftlichen Spaziergang zuzumuthen. Inbesseren alles Sträuben und Protestieren hiergegen half nicht das Mindeste, schier unerschöpflich war der gute Freund im Vorbringen von Ermahnungen, Rathschlägen und Bitten; es war ihm gleichgültig, daß er sah, wie ich

das Buch wieder zur Hand nahm, als einen verflohenen Wink, daß die Unterhaltung mich zu langweilen beginne. Unterdessen sprach er weiter, zündete sich die dritte und vierte Cigarette an und wartete geduldig, bis ich seinen Vorstellungen nachgeben würde.

Und das Letztere trat denn auch schließlich ein. Auf einmal erfaßte mich eine Art Verzweiflung, ich sprang auf und meinen Rock anziehend rief ich aus:

„Gut, ich werde mit Ihnen gehen, aber vorher sagen Sie nur um des Himmels willen wenigstens, wohin Sie mich denn eigentlich bei dieser Hitze zu führen gedenken.“

„Die Hitze hat ihre größte Kraft bereits verloren,“ erwiderte lächelnd der Freund, „und außerdem werden Sie mir später Dank wissen, daß Sie mit mir gegangen sind. Sie sollen nämlich einer italienischen Festlichkeit ganz eigener Art beiwohnen.“

„In Gottes Namen denn, ich folge Ihnen,“ erwiderte ich, „obwohl mir mein Zimmer in diesem Augenblicke lieber wäre als alle Festlichkeiten von Buenos Aires zusammengenommen.“

Wir traten auf die Straße und schon hier wurde meine Stimmung eine erheblich bessere. Allerdings brannte die Sonne noch kräftig auf den Boden nieder, aber ein starker Südwind, der sogenannte Pampero, welcher durch die Straßen dahinwehte, minderte das Drückende der Hitze um ein Bedeutendes und machte den Aufenthalt im Freien recht erträglich. Von meiner Wohnung in der Calle (Straße) Cerrito bog wir nach rechts ab, bis wir in die Calle Santa Fé gelangten, und hier, auf der neu angelegten Straße mit den breiten, sauberen Trottoirs und unter dem Schatten der neben denselben angepflanzten Bäume begann sogar ein leichtes Gefühl des Dankes gegen den hartnäckigen Freund in meinem Innern sich zu regen.

Die Calle Santa Fé führt in ihrer Verlängerung bis nach Palermo und Belgrano, den Sommerresidenzen und Vergnügungsorten der Reichen von Buenos Aires. Wie fast immer, war auch heute der Verkehr auf dieser Straße ein sehr lebhafter, die Tramways waren vollständig überfüllt, elegante Herren und Damen fuhrten in luxuriösen Equipagen mit rasender Geschwindigkeit vorüber, auf den Trottoirs aber schob sich das große Publikum, dessen Loos es nun einmal ist auf eigenen Füßen zu wandeln, in dichtgedrängten Massen nach dem Ende der Stadt, in der Richtung nach Palermo dahin.

Es war ein fesselndes und interessantes Schauspiel, welches dieses Menschengewühl darbot, so daß ich fast ärgerlich wurde, als der Freund mich plötzlich aufforderte, die Calle Santa Fé zu verlassen, und mit ihm nach rechts einzuschwenken. Eine kurze und schmutzige, offenbar erst ganz kürzlich angelegte Straße durchschritten wir, und dann befanden wir uns mit einem Male vor der Stadt. Vor uns breitete sich eine weite Ebene aus, deren röthlicher Lehmboden ausah, als wäre er

erst vor kurzer Zeit umgegraben worden, hier und da zeigte sich in der Ferne ein einzelnes Häuschen oder ein Kastusstrauch, sonst aber war diese Ebene völlig kahl. Nur ganz am Ende derselben erhob sich ein sonderbares Bauwerk. Auf einem gewaltigen Erdhügel von derselben Farbe wie die Ebene schien nämlich eine kleine Stadt errichtet zu sein, deren Häuser, soweit ich dies aus der Ferne zu erkennen vermochte, eigenthümlicher Weise ausnahmslos kleinen Kirchen und Kapellen ähnelten. Erstaunt frug ich, was dieses zu bedeuten hätte, und ebenso verwundert gab der Freund zur Antwort, ob ich denn noch niemals von der „Recoleta“ etwas gesehen oder gehört hätte.

Sollte dieses in der That der Fall sein,“ fuhr er fort, „so müssen wir dieses in seiner Art ganz einzige, wunderbare Werk sofort in Augenschein nehmen. Eine jeztige Erklärung desselben hieße vorher den Eindruck abschwächen von dem, was Sie sehen werden. Also kommen Sie mit mir.“

Wir durchschritten nunmehr quer die Ebene und nach einer starken Viertelstunde standen wir am Fuße des Hügel, an dem ich staunend in die Höhe schaute. Eine gewaltig hohe Mauer zog sich oben auf seiner Plattform rings um diese hin, so daß nur mehrere einzelne Spitzen besonders hoher Thürme von unten aus gesehen werden konnten.

Entlang dieser, hoch über uns befindlichen Mauer, gingen wir rund um den Hügel und erreichten bald darauf ein riesiges hohes Thor, den Eingang zur Recoleta.

An mächtigen Pfeilern wölbte sich der Thorbogen und dahinter erstreckte sich bis in's Innere der ummauerten Fläche eine prachtvolle, mit Marmor belegte Halle. Stumm, von einer eigenen Stimmung ergriffen in der ernststen Stille, die überall an diesem Ort herrschte, traten wir ein in die Recoleta, die Stadt der Todten, wie sie auch genannt wird.

Und in der That könnte derselben kein passenderer Name gegeben werden, als der letzte. Denn was wir vor uns sahen, ist eine wirkliche Stadt mit regelrecht angelegten und sorgfältig gepflegten Straßen sowie mit kleinen oder größeren, meist übermäßig prächtigen Häusern, die sämtlich bewohnt sind — aber nur von Todten. Es sind die letzten Ueberreste verblichener Angehöriger, denen hier die Pietät der Zurückgebliebenen eine Ruhestätte errichtet hat, welche noch nach dem Tode Zeugniß ablegen soll von dem Reichthume des Dahingeshiedenen und dem Glanze seiner Familie. Je größer dieser Reichthum, desto prachtvoller sind die Ruhestätten, von denen einzelne mit ihren im Innern befindlichen Schmuckgegenständen hundert Tausende von Pesos (a. 4 Mk.) gekostet haben sollen.

Der Umfang der Todtenstadt ist ein so ansehnlicher, daß man wohl mehrere Stunden nöthig hat, um ihre sämtlichen Straßen zu durchwandern. Die Häuser haben fast alle die Form von kleinen Kapellen, welche an

der Vorderseite nur mit einem starken eisernen Gitter versehen, einen ungehinderten Blick in das Innere gestatten. Im Hintergrunde befindet sich in einer Nische gewöhnlich ein Muttergottes- oder Christusbild mit brennenden Kerzen oder Lichtern, und davor steht dann häufig ein Sarg, in welchem eine einbalsamirte Leiche sich befindet. Unter der Kapelle ist ein tiefer, kellerartiger Raum angebracht, in welchem die Särge aller, zu einer Familie gehörigen Abgeschiedenen aufbewahrt zu werden pflegen, so daß also ein solches Bauwerk thatsächlich eine Familiengruft bildet.

Das Ganze macht im ersten Augenblicke einen überraschenden, imponirenden Eindruck, aber eine wahrhaft andächtige und weisvolle Stimmung vermag derselbe, wenigstens auf die Dauer, nicht in uns hervorzurufen. Dieser prunkhafte Luxus, der uns überall entgegentritt, dieses plumpe Prahlern mit irdischen Schätzen erinnert viel zu stark an die Freuden und Genüsse des Lebens, als daß ernste Gedanken über die Nähe des Todes lange wach bleiben könnten. Nur wer Gold in Hülle und Fülle besessen, der darf hier ruhen, der steht noch im Tode über dem Armen, für den auf dieser geldstrotzenden Stätte kein Platz ist. Die Recoleta in Buenos Aires ist sehr interessant für den Fremdling, sie ist ein Werk, welches einen glänzenden Beweis abliefern von dem kolossalen Reichtume einzelner dortiger Familien, sie ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, nur eines ist sie nicht, nämlich ein Friedhof in unserm Sinne, wo der Mensch um so mehr zur Andacht gestimmt und von ernstesten Gefühlen ergriffen wird, je einfacher die Gräber und je schmuckloser die Kreuze auf ihnen sind.

Eine immer stärkere Mißstimmung bemächtigte sich meiner, so daß ich den Freund ersuchte, mit mir die Recoleta zu verlassen. Bald befanden wir uns wiederum außerhalb der hohen Mauern und wie von einer beklemmenden Last befreit athmete ich auf, als wir wieder in der freien Natur uns bewegen durften, in der nur heiteres Leben unter dem wunderbaren südlichen Himmel uns entgegen zu lachen schien.

„Wir werden jetzt bald eine lustigere Gesellschaft treffen als diejenige, welche wir verlassen haben,“ meinte der Freund. „Hier ganz in der Nähe feiern die Italiener ihr Fest. Sobald wir dort oben auf der Höhe sind, sehen wir den Festplatz bereits vor uns.“

Von der Recoleta aus führte der Weg — eine seltene Erscheinung in diesem Lande — eine kurze Strecke weit ziemlich steil aufwärts, eine köstliche Belohnung aber sollte unserer Harren, als wir endlich oben angelangt waren, nämlich die Aussicht auf ein Panorama von wahrhaft überwältigender Schönheit.

Dicht unten am Fuße des Hügel er- streckten sich nach allen Richtungen Bauten und Anlagen der mannigfaltigsten Art, die äußersten Enden der Stadt Buenos Aires, deren Anblick selbst eine hohe, hervorspringende Ecke verhinberte. Imposante industrielle Etablissements, prächtige Villen mit herrlichen Gärten lagen vor unserm entzückten

Auge, während zahlreiche Spaziergänger unten auf dem breiten chausseeartigen Wege wandelten, der zwischen diesen Baumreihen hindurchführte und neben welchem das Geleise der Stadtbahn sich dahinzog. Auf der andern Seite des Geleises erhob sich in einer Breite von einigen hundert Metern, wie ein mächtiger Gürtel das landschaftliche Bild umschlingend, ein im üppigsten Grün prangender Wald von Trauerweiden, dessen äußerste Räume bis in den dahinter liegenden Fluß gewachsen zu sein schienen. Dieser Fluß aber, der gewaltige La Plata, der war eigentlich dasjenige, was dem Panorama einen so großartigen Anstrich und einen so eigenen Reiz verlieh.

Endlos wie das Meer, ohne Grenzen am fernsten Horizonte, lag er vor uns in seiner vollen, gewaltigen Majestät, glitzernd im Glanze der Sonne, die mit ihren Strahlen ihn rötlich schimmernd beleuchtete eine ungeheure, schier unendliche Wassermasse, die träge und unbemerkt dem nahen Meere sich zuwälzte. Fast spiegelglatt erschien in dieser Entfernung die Oberfläche des Stromes, der vollständig das Ansehen eines Sees hatte, und nur die kleinen Wellen, die schäumend und mit leisem Murmeln an den Felsen des Ufers sich brachen, gaben Zeugniß von dem ihm inwohnenden Leben. Ganz in der Ferne hielt unbeweglich auf derselben Stelle eine Anzahl großer Schiffe, die wegen des seichten Flußbettes des La Plata Stunden weit von der Stadt entfernt zu halten gezwungen waren, und dazwischen sah man eine Menge kleiner Boote, welche den Verkehr zwischen dieser und den Schiffen vermittelten, mit vollen Segeln auf dem Wasser hin und herflogen.

Vollständig hingerissen war ich durch den bezaubernden Anblick, und wäre ich allein gewesen, so hätte ich vielleicht noch sehr lange an der entzückenden Schönheit der Scenerie mich ergötzt, aber der Freund, den es nach dem Festplatz hinzog, hatte hier keine Ruhe mehr. Widerwillig folgte ich ihm endlich, wir stiegen den Hügel hinab, überschritten das Geleise und traten gleich darauf in den Wald ein. Obwohl die Bäume ziemlich weit auseinanderstanden, war ihre Entwicklung dennoch eine so üppige, daß die Aeste förmlich in einander verwachsen schienen und somit der Wald fast nirgendwo den Strahlen der Sonne den Eingang gestattete. Es war daher sehr kühl an diesem Orte, über dessen Boden man sanft wie über einen Teppich dahinschritt. Tausende von Menschen hatten sich dort versammelt, um zusammen einen frohen Tag zu verleben und sich in der freien Natur ihren Sitten und Gewohnheiten gemäß zu vergnügen. Uebrigens war dies keineswegs ein rein italienisches Fest, wie mein Freund behauptet hatte, vielmehr bestand die Hälfte der Anwesenden aus Spaniern und Argentinern, zu denen sich auch noch einzelne Deutsche und Schweizer gesellt hatten.

Dem größten Theile nach waren es ganze Familien, Männer und Weiber mit einer Anzahl von Kindern; unverheiratete junge Männer konnte man auch viele bemerken, allein stehende Frauen oder Mädchen

aber nirgends. Die einen saßen oder lagten vielmehr auf der Erde, um ein schlecht brennendes Feuer gruppiert und mit Weat-Brauen oder Trinken beschäftigt, andere standen neben dem Wagen, der sie hierhin gebracht, und füllten sich ohne Unterlaß die Becher mit schwarzem, spanischem Weine, und wieder andere hatten ein ganzes Schwein, ein Lamm oder ein Ochsenquartel an einem Baume aufgehängt und ein mächtiges Feuer darunter angezündet, so daß das Fett von dem Fleische in die knisternde Gluth hinunterrieselte. Wo wir hinkamen, herrschte laute, aber anständige Fröhlichkeit, und überall bot man uns, den ganz Fremden, sofort mit auffallender Höflichkeit ein Glas Wein an oder reichte uns ein Messer dar, mit dem Erfuchen, uns ein Stück asado (Braten) abzuschneiden. Nachdem wir zwei oder drei Mal einer solchen Einladung Folge geleistet, wurde mir diese übergroße Gastfreundschaft, deren Zurückweisung eine Beleidigung gewesen wäre, unangenehm, und ich forderte meinen Begleiter auf, mit mir diesen Theil des Waldes zu verlassen und nach einer andern Stelle zu begeben. Nachdem wir etwa zehn Minuten lang unter den Trauerweiden dahingeschritten waren, sahen wir ein ganz anderes Bild vor uns.

Krämer und Dubenbesitzer hatten sich dort niedergelassen und boten die schönsten Schmuckfachen feil, die ein galanter Liebhaber um geringen Preis erwerben und der Auserwählten seines Herzens verehren durfte; dabei war aber gleichzeitig dafür gesorgt, daß auch materielle Wünsche ihre Befriedigung finden konnten. Apfelsinen und Bananen, Nessel und Pfeffer, einfaches Brod und übermäßig mit Zucker bestreute Kuchen, alles war dort zu haben, so daß besonders die zahlreich anwesende Jugend sich nicht satt sehen konnte an den verlockenden Herrlichkeiten. Hinter diesen Duben ertönte eine ohrenzerreißende Musik. Drehorgeln, Sultarren, Harmonikas, Geigen, Trompeten und Trommeln lärmten wild durcheinander; überall wurde ein anderer Tanz für eine bestimmte Gruppe von Personen gespielt, welche hier nach dem Takte der entseßlichen Musik ihre eigenthümlichen südlichen Tänze aufführten. Auch eine Polka wurde dazwischen gehört, und als ich dem Schalle dieser trotz ihres Mißklanges mich seltsam ergreifenden Musik folgte, bemerkte ich sofort, daß die meisten der dort Tanzenden, besonders was den weiblichen Theil derselben anbelangte, Deutsche waren. Auf den ersten Blick fiel ein bekanntes Gesicht mir auf, nämlich dasjenige eines hübschen jungen Mädchens, welches öfters bei meinen Hausleuten, die ebenfalls Deutsche waren, verkehrte, und jetzt am Arme eines stattlichen Burschen, offenbar eines Südländers, vergnügt dahin schwebte. Das Wiedererkennen erfolgte fast gleichzeitig in demselben Moment von beiden Seiten, sie winkte mir freundlich zu, und als der Tanz beendet war, schritt ich zu ihr hin, um einige Worte mit ihr zu wechseln. Da erfuhr ich denn, daß ihre Eltern ebenfalls hier anwesend seien, und daß der junge Mann, mit dem sie gelangt, Antonio heiße und ihr

Verlobter wäre. „Er ist ein sehr geschickter Maler“, fuhr sie fort, „fleißig und brav, und ich wäre vollkommen glücklich mit ihm, wenn er nicht eine unselige Eigenschaft besäße, nämlich eine grenzenlose Eifersucht. Sehen Sie nur, wie misstrauisch und wild er nach uns herüberblickt, ich bitte Sie, verlassen Sie mich jetzt, sonst giebt es noch ein Unglück.“

So stehend und ängstlich schaute sie mit den großen Augen zu mir auf bei diesen Worten, daß ich unwillkürlich gehorchen mußte. Mit einem herzlichen „Leben Sie wohl, Fräulein Marie“, verabschiedete ich mich von dem anmuthigen Mädchen. Ich sah noch, wie der Bursche mit zornigem Gesichtsausdruck auf sie zu eilte, dabei einen giftigen Blick auch mir zuwerfend, und dann entfernte ich mich mit meinem Freunde. Freudiger war ich nicht gestimmt, ich machte mir ernste Gedanken wegen der Zukunft der beiden so verschiedenen und doch auf immer für einander bestimmten Menschen, und besonders das jedenfalls unglückliche Loos des Mädchens ging mir sehr nahe. Nachdem ich noch eine Zeitlang mit dem Freunde am Ufer des La Plata, wo Alt und Jung eifrig mit Fischen sich beschäftigte, ziemlich gleichgültig gegen meine gesammte Umgebung auf- und abgewandelt war, mahnte ich zur Heimkehr. Kaum aber waren wir wiederum auf dem Waldwege angelangt, da erscholl in der Ferne ein entsetzlicher Schrei, und gleich darauf stürmten vier oder fünf berittene Gendarmen, die von allen Seiten her wie aus der Erde gewachsen plötzlich zum Vorschein kamen, in rasendem Galopp nach der Stelle, von der der Schrei zu uns gedrungen war. Das ganze Fest schien mit einem Male unterbrochen, alles war aufgesprungen und den Gendarmen nachgeeilt. Etwas langsam folgten auch wir, aber noch hatten wir kaum 300 Schritte zurückgelegt, als bereits zwei der Gendarmen zurückkehrten, mit blank gezogenem Säbel und vor sich einen Menschen hertreibend, welcher die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, die Haare wild um die Stirn hängend und mit furchtbar entstelltem Ausdrücke in dem erbsahnen Gesichte einhereschritt.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Terracotten zu reinigen. Terracottasachen reinigt man mit lauwarmem Wasser und einem Zusatz von Salzsäure, wobei man einen Eßlöffel auf einen halben Eiter Wasser nimmt. Man taucht eine weiche Bürste in diese Lösung und bürstet vorsichtig den Gegenstand damit ab. Nachreiben mit einem in warmes Wasser getauchten Leinwandläppchen ist zu empfehlen.

Belgisches Puggpulver für Goldsachen. 85 Gramm feinst pulverisirtes Bleiweiß, 350 Gramm pulverisirte Kreide, 35 Gramm pulverisirte Kohlenfaure Magnesia, 25 Gramm pulverisirte Kieselsäure und 35 Gramm pulverisirtes Eisenoryd werden gut miteinander vermischt und liefern ein Pulver, welches den Gegenständen einen ausgezeichnet schönen Glanz verleiht.

Olivendöl bei Augenleiden. Um fremde Körper aus den Augen zu entfernen, empfiehlt ein holländischer Augenarzt reines Olivendöl hinzuträufeln. Dieses Mittel soll sicher wirken und die eingedrungenen Körper, wie Körnchen, Asche, Kalk, Splitter zc. entfernen.

Gegen Lungenkatarrh und heftigen Husten bietet uns der Honig ein sehr bewährtes Heilmittel, indem man in einem 1/4 Literglas 3 Eßlöffel Honig und 30 bis 40 Tropfen Citronensäure mit heißem Wasser zu einer Limonade vereinigt. Dieses Getränk dreimal des Tages möglichst heiß getrunken, beseitigt das Leiden in wenigen Wochen.

Humoristisches.

Unterschied. „Na, hast Du schon eine bessere Hälfte?“ — „Eine bessere nicht, aber eine theuerere!“

Nicht ehrgeizig. Mutter: „Otto, jetzt geh mit der Anna schön spazieren, aber dann mußt Du fleißig lernen, denn Du kannst ja noch gar nicht das Einmaleins?“ — Otto: „Mama, ich will aber auch gar nicht ein Wunderkind sein!“

Auch eine Antwort! Hausfrau: „Aber Marie, Sie haben ja zu viel Hefe zu den Rohrnudeln genommen!“ — Köchin: „Madamchen, da bin ich mal überheftlich gewesen.“

Der Grund. „Donnerstags ist die Zeitung doch immer am interessantesten!“ — „Das ist kein Wunder. Mittwoch hat die Frau des Redakteurs nämlich Kaffeekränzchen!“

Mainacht!

Es blühen und glühen die Rosen
Wie rothe Flammen am Strauch,
Die Abendwinde umföhen
Die Rose mit schmeichelndem Hauch.

Biolen Dufsten und Flieder
Mit süß berausender Macht
Und stöhende Nachtigallieder
Durchfluthen die weiche Nacht.

Das ist die heimliche Stunde,
Wo leise vom Himmel steigt
Der Lenz und mit küßendem Munde
Zur blühenden Erde sich neigt.
Jul. Sturm.

Räthsel.

Mit a bin ich ein Vogel,
Der lieber läuft als fliegt,
Sich lieber duckt im Dickicht,
Als in der Luft sich wiegt.

Mit e ein Steig im Hause,
Im Turme hoch hinauf,
Wenn auch nicht flach und eben,
Doch eine sich're Bahn.

Mit u ein Haufe Krieger,
Zu einem Leib vereint.
Geführt von einem Führer
Entgegen lähu dem Feind.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Beine, Leine, Seine, Heine.

Neuralgie und Lähmung.

Er. Hoch- und Wohlgeboren
Herrn von Mayenburg, Dresden-Neustadt.

Seit länger als 7 Jahren plagte mich ein in Pausen von circa 4 Wochen regelmäßig wiederkehrendes Kopfleiden, wobei die Schmerzen in der Regel 12 Stunden anhielten und so stark waren, daß ich kaum 10 Minuten lang auf einer Stelle im Bett zu liegen vermochte. Außer Bett konnte ich mich kaum auf den Füßen halten. Verschiedene Mittel dagegen versuchte ich ohne Erfolg.

Da las ich von der Heilkraft Ihrer elektrischen Inductionsmaschine und bestellte eine solche, für 28 Mk. 50 Pfg. Seit dem Gebrauche derselben bin ich die peinigenden Schmerzen los.

Durch diesen Apparat ist auch meine Frau von einer seit Jahren bestehenden theilweisen Lähmung ihres linken Armes vollständig befreit worden.

Neben den vorstehend genannten Erfolgen dürften noch viele sein, welche ich erzielt habe; unter diesen sind: Die Beseitigung der ausgelegten und erschlafften Nerven (zitternde Hände), Stuhlverhärtungs-Aufhebung u. s. w. nicht zu vergessen.

Ich kann nur Jedem, der es irgend zu erschwingen vermag, empfehlen, sich ein solche elektrische Inductionsmaschine anzuschaffen.
Gottfried Schiller, Gemeinbeschreiber und Postagent in Sabendorf, Kreis Reichenbach i. Schles.

Für Rettung von Crunksucht!

versend. Anweisung nach 20jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, keine Berufsstörung. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Palm's Mostsubstanzen schon 30 Jahre bewährt als bester und billigster Ersatz für

Naturmost

versendet franko 1 Portion für 150 Liter zu Mk. 3.—
2 Portionen à 300 Lt. zu Mk. 5.50
3 „ „ 450 „ „ 8.—
4 „ „ 600 „ „ 10.—
die „Palm'sche“ Apotheke Schorndorf.

Landwirthschaftl. Buchführung entworfen von G. Dieterichs,

Molkerei-Buchführung entworfen von Dieterichs u. Mertens, Hannover.

Zu Fabrikpreisen zu beziehen durch die 28279

Hannoversche Geschäftsbücher-Fabrik

W. Oldemeyer Nachf., Hannover.

oder von deren Niederlagen an allen größten Orten Deutschlands.

Im bad. Schwarzwalde. Naturheilanstalt Glotterbad Station Freiburg u. Denzlingen.

Dirig. Arzt: Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.

Das ganze Jahr, Sommer und Winter geöffnet.
Prospecte frei durch die Badeverwaltung.

Modernste Billigste Fabrikpreise. Maison diplomée
Exquisite Sortimente. Oettinger & Co., Zürich.
Gr. Farben- u. Qual.-Ausw. Must. free. Modelbild. gratis

Was ist Teraxolin?

Teraxolin ist ein gewarnt wirksames Heilmittel, wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Wein, Kaffee, Harz, u. Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wachsenfett verschwinden mit verbüßender Schnelligkeit, auch aus den heftigsten Stoffen.

Preis 85 und 60 Pfg.
In allen Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen und Apotheken käuflich.

Empfehle frko. u. Nachnahme delikt.
Käse Limburger 9 Pfd. 3 Mk.
Käse Gauds, Postkoll 3 Mk.,
100 St. Mk. 3.25.

C. Baudorff, Käseerei, Marburg 27501 (Hessen.)